

Gotthelf erfindet sich seinen Tell

«Der Knabe des Tell»: In Jeremias Gotthelfs ungeschlachter «Geschichte für die Jugend» steht Poesie neben Klischee, reibt sich Kunst an Kitsch.

Christoph Egger



«Es schwirrte ein Pfeil, und Gessler sank zusammen»: L’Héroïsme de Guillaume Tell, Jean-Frédéric Schall, 1793.

Wann war Tells Apfelschuss? Aegidius Tschudi wusste es in seiner Chronik der Schweizerischen Eidgenossenschaft, auf die sich Jeremias Gotthelf für «Der Knabe des Tell» weitgehend abgestützt haben dürfte, ganz genau: am Montag, 19. November 1307. Das allerdings passte Gotthelf nicht ins Konzept. Es hatte der 16. November zu sein. Warum? Er sagt es selber, im Schlussabsatz der langen Erzählung: «Am folgenden Tage, am St. Othmarsfest, den 16. November, wurden die in der Schlacht Gefallenen begraben, mit ihnen des Tellen Knabe. Am selben Tage vor sieben Jahren hatte derselbe auf seinem Haupte den Apfel getragen, hatte unerschrocken des Vaters Pfeil gestanden.»

In der Tat hatte die Schlacht am Morgarten, von der hier die Rede ist, an einem 15. November stattgefunden, allerdings demjenigen des Jahres 1315 – also acht Jahre später. Gotthelf scheint den Rechenfehler entweder nicht bemerkt oder dann vernachlässigt zu haben, weil ihm eben die Zahlensymbolik wichtiger war. Dass anderseits im November des frühen 14. Jahrhunderts im Lande Uri Äpfel bequem zur Hand waren, schien 1845 im Pfarrhaus zu Lützelflüh eine ausgemachte Sache zu sein.

Vieles geworden, aber nichts ganz

Ebendort hatte im August 1843 der «hochverehrte Herr Pfarrer» Post vom jungen Berliner Verleger Julius Springer erhalten, in der ihm

dieser die «Abfassung einer Jugendschrift» beliebt zu machen suchte. Gotthelf, gerade damit beschäftigt, nebst einem halben Dutzend historisch inspirierter Erzählungen Hauptwerke

«Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben», schreibt Gotthelf.

wie «Geld und Geist» sowie «Anne Bäbi Jowäger» fertigzustellen, kam erst 1845 dazu, das Gewünschte zu liefern.

Zu Weihnachten lag die Schrift vor, die, eng gedruckt, in den «Kleinere Erzählungen» der «Sämtlichen Werke» in 24 Bänden immerhin

170 Seiten umfasst. «Der Knabe des Tell» ging «nicht besonders» und wird bis heute wenig gelesen. In seiner bahnbrechenden grossen Untersuchung «Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers» von 1931 – die im Satz «Keller verkörpert ein Jahrhundert, Gotthelf ein Jahrtausend» kulminiert – ist für Walter Muschg die Erzählung nicht nur «nach der Seite der heroisierenden Rhetorik missraten», sondern auch ihre «falsche Psychologie nicht mehr erträglich». Harsch urteilt er insbesondere über Gotthelf als Vater und dessen Beziehung zum 1835 geborenen einzigen Sohn Albert.

«Der Knabe des Tell» ist vieles geworden – aber eben nichts ganz: eine Art Abenteuergeschichte mit Identifikationsangeboten für die männliche Jugend, historischer Exkurs in die Frühgeschichte der Eidgenossenschaft, gerne auch zu Nutzen und Frommen einer deutschen Leserschaft, demokratiepolitischer Staatskundeunterricht (inklusive Seitenhiebe), Helden-sage und Familienbild, naturmystische Evokation einer wilden Bergwelt samt neidischen Zwergen und guten «Leuten» in der Erde, farbige Alltagsschilderung und knappes, intensives Schlachtgemälde, psychologische Auslotung der Ambivalenz von Gut und Böse, ethischer Diskurs zu Fragen von Schuld (Tötung Gesslers) und Sühne (Opfer des Sohns) und schliesslich und mit Hingabe religiöser Traktat.

Satire und Gespenstergeschichte

Eine Abenteuergeschichte war so recht nach dem Gusto eines Verfassers, der in seiner kurzen «Selbstbiographie» von 1848 von sich sagt, dass er mit fünfzehn «starken Schafhandel» getrieben, «jagen, fischen, reiten» gelernt und sich «in allen Landarbeiten» geübt habe. Mit vierzig, da hatte das literarische Werk gerade erst begonnen, schreibt er seinem Cousin Carl Bitzius: «Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben.» Und dann die berühmte, vielzitierte Passage: «Und dass es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Graus.»

Damit ist auch der Szenerie der Tellengeschichte die Bühne bereitet: «Von diesem gewaltigen, wechselnden Leben hat man keinen Begriff da unten im Lande, wo [...] der gefallene Schnee alle Tage vom Magistrat sauber weggeschaufelt wird.» Dort oben ist «ein wunderbar Leben», die «enge Hütte, der weite Himmel, die täglich bis aufs Kleinste gleichförmige Arbeit, daneben die gewaltigsten Gewitter, Naturereignisse, wie sie die Ebene nicht kennt». Dort findet «unsere Doppelnatur» die «üppigste, süsseste Speise», und dort oben ist es, «wo das Geschehene und das Geträumte zusammenstossen, wo der Mensch das Sichtbare

an das Unsichtbare knüpft», sich «ins Land des Ahnens, ins Gebiet der Geister sich wagt».

Und dorthin will nun ein Gessler seine Befehlsgewalt ausdehnen, wie «zwei wandernde Handelsleute» dem Tell erzählen: «Er wolle den Trotz brechen in diesem Lande, habe er gesagt, wolle es dahin bringen, dass keiner sich rege und bewege ohne seine Erlaubnis; ja, der Adler, der auf den Flühen horste, müsse zinsen für den Platz zum Neste, die Gemse, welche weide im Bergtal, müsse das Recht dazu bei ihm erkaufen.» Als dann aber Gessler, der – wie Gotthelf – selber «ein leidenschaftlicher Jäger war», sich in dieses ihm unbekannte Reich Tells wagt, wird aus grimmiger Satire unheimliche Geister- und Gespenstergeschichte.

Auf der Claridenalp, mit dem Fluch einer bösen Sage geschlagen, weshalb die Menschen sich nicht mehr hintrauen und die Tiere sich sicher fühlen, ist es, wo Tell «im Grauen des Morgens» steht «und gespannt dem leisen Kommen der Gemen» horcht, als «um den Fels eine menschliche Gestalt» tritt: Gessler! Immerhin gut zwanzig Kilometer von Bürglen entfernt und nochmals vierzig bis Küsnacht. «Alsobald erkannten die beiden sich, stunden sich gegenüber wie zwei Bildsäulen aus Granit»; da «ergriff den Vogt ein allgewaltig Grauen; wars der Tell, wars der Berggeist, der da oben seiner geharrt?» Die «Schrecken des Todes kamen über ihn», er «stürzte fort, und wie er zu den Seinen sich fand, wusste er nie zu sagen. Sinnend ging Tell nach Hause. Ob es Gessler gewesen, den er gesehen, oder ein Gesicht, er wusste es am Ende selbst nicht recht; aber dass Gessler und er in naher Berührung stünden, einer dem andern tief ins Leben hineingreifen werde, das wusste er.»

Gessler, «das wilde, wüste Tier»

Vor allem aber geht er ihm aus dem Weg. Zum Frondienst an Zwing Uri – «die wachsende Eiterbeule, die im Lande sich erhob» – schickt er seinen Ältesten: «Sieh es dir wohl und stille an, wie es gebaut wird. Um so besser lernst du, wie es einst abzubrechen ist.» Sorgfältig vermeidet er alles, was ihn in die Nähe des Huts auf der Stange bringen könnte: jenes Huts, bei dem «Gessler vergass, dass jedes Volk einen Punkt hat, an welchem man es nicht verletzen darf; er vergass, dass dieses Aufrichten des Hutes und das Beugen davor dem Urner als Abgötterei erschien». Und dann ist St. Othmar. Wohl zum Erstaunen der deutschen Leserschaft ist es «wirklich ein schönes Lügen, als der schöne, hohe Tell mit seinem holden, blühenden Weibe andächtig auf dem Kirchwege daherschritt, hinter ihnen die schönen Kinder» – drei, wie bei Familie Bitzius.



«Der Knabe unverletzt»: Walther Tell.

Doch dann erscheint auch Gessler in der Kirche zu Altdorf: «Wie dem Gessler gings dem Tell: das wilde, wüste Tier sah er dicht vor sich, der Drache bäumte sich ihm entgegen.» Er «stand geräuschlos auf und verliess die Kirche, auf den Fersen folgte ihm der ältere Knabe». Und dann ist es passiert: «Innerlich stark beschäftigt, bemerkte er nicht, dass er nahe dem aufgesteckten Hute gekommen, bis er sich vom Wächter ergriffen fühlte». Dem Vogt ist es nicht

ganz geheuer, «in die Freude mischte sich denn doch ein eigen Etwas, das ihn wünschen liess, es wäre nicht der Tell». Doch er bringt «das Pochen des Herzens zum Schweigen»: «Kalt trat er herbei», «hart fuhr er die Männer an», ein «Gericht wolle er halten in diesem Lande, das blutiger sei als die blutigste Morgenröte».

Gotthelf kannte natürlich seinen Schiller, mehr noch: Als Student in Bern hätte er in einer Aufführung des «Tell» nicht von ungefähr den Melchthal zu verkörpern gehabt, jenen heissblütigen Hitzkopf, dessen Unbedachtheit die Blendung seines alten Vaters durch die Knechte

Tell vermeidet alles, was ihn in die Nähe des Huts auf der Stange bringen könnte.

des Landenberg zur Folge hat. Wegen Sprech-schwierigkeiten, die ihn auch als Prediger be-helligen sollten, musste er den Part abgeben. Man gehe nicht fehl, sagt der Gotthelf-Forscher Hanns Peter Holl, wenn man den «Knaben des Tell» als «grandiose Richtigstellung des Tell-Stoffs gegenüber dem deutschen und schweizerischen Publikum auffasst».

Des Tellen Stunde hat geschlagen, doch anders als bei Schiller, wo er ein, zwei Schwächeanfälle zu überstehen hat: «Je unruhiger es um ihn ward mit Weinen und Fragen, desto fester ward er in sich.» An seinem Hals «hing das Weib, aufgelöst in Jammer», doch Tell «machte sich frei, löste sich vom Weibe und sagte: «Bete zu Gott, dass er uns gnädig sei! Den Schuss mach mir nicht schwerer, als er mir ist! Getan muss er sein. Sollte er mir fehlen, geh mit den andern Kindern zum Vater!» Er «machte es kurz», «sah auf zu Gott, prüfte den Bogen, fasste festen Fuss, fasste rasch und scharf den Apfel, drückte langsam, leise los, schauerlich schwirrte die Saite».

Gessler «war blass geworden, als er den Knaben unverletzt, den Apfel getroffen sah», «hörte, wie sein Gefolge den unerhörten Schuss bewunderte». Er ruft Tell zurück, dieser «wandte sich zornig um und startete ihn an». Und auf die höhnische Frage nach dem zweiten Pfeil «sprengte die Tellennatur des Tellen Vor-

sicht. «Der Pfeil, Ritter, war für dich!» rief Tell mit lodernden Augen; «hätte ich den Knaben getroffen, so hätte ich auch dich nicht gefehlt.»

Und jetzt sind sie also zusammen unterwegs auf dem See. Dem Vogt ist es «unheimlich im Schiffe, Tell so nahe, wenn derselbe auch gebunden war», ein «Bangen», auf «weitem See im engen Raume mit einer überlegenen Kraft zusammengesperrt zu sein, wenn dieselbe auch gefesselt ist». Und nun kommen auch «die Winde Gottes her, die er auf des Kindes Bitten entfesselt hatte»: «Es war der Föhn losgebrochen aus seinen Kammern und donnerte durchs Gebirge und wühlte im See». Da «gebot der Vogt, ihn loszubinden; sein Leben war ihm lieb sogar als Geschenk aus seines Feindes Hand».

Huschende Nachtgestalten

Doch schon hat Tell den Kahn zum Ufer hingesteuert, springt an Land und «verschwand in den Klüften des Berges, ehe einer im Schiffe wusste, was geschah». In Gessler brennt «eine fürchterliche Hast, nach Küssnacht wollte er so schnell als möglich; es war ihm, als sei es rundum lebendig, als sitze Tell auf jeglicher Welle». An «ungewohntem Orte liess er anlegen, stieg aus mit seinem Knappen», mit dem er hier «Hut und Mantel getauscht haben» soll. «Doch umsonst. [...] «Das ist Tell!» schrie Gessler auf; es war die gleiche Gestalt, die er in den Clariden gesehen. Doch diesmal hob sich der Bogen, ehe Gessler die Besinnung wieder kam. Es schwirrte ein Pfeil, und Gessler sank zusammen; er wusste es, das war des Tellen Pfeil, der ihm im Herzen stach.»

Nach Mitternacht trifft Tell in Steinen bei Stauffacher ein, wo kurz zuvor auch Walter Fürst erschienen ist. «Ich habe Schweres getan», eröffnet ihnen Tell, «ich habe den Vogt

Gotthelf interessiert die Psychologie Gesslers sichtlich mehr als diejenige des Nationalhelden.

erschossen.» «Da sei Gott vor!», sagt bestürzt sein Schwiegervater. «Da sei Gott gelobt und gepriesen!», sagt die beherzte Stauffacherin: «Du hast das Raubtier erschlagen, vor dessen Einbruch kein Haus mehr sicher war [...] loben wird man dich, solange Leute in den Bergen wohnen.» Leider kommt Gotthelf nicht dazu, sie zu einer seiner grossen Frauengestalten auszubauen. Seine Bewunderung ist auch so ersichtlich.

Dann schreiten die drei Männer durch die Nacht, «doch war es nicht stille im Lande. Überall huschten Gestalten herum», das «Gerücht war gekommen, obs ein Vogel hergetragen, obs die Fische am Ufer gemunkelt, man wusste nicht, woher es gekommen». Auf dem Rückweg wird Stauffacher «umringt von huschenden Gestalten, die allenthalben erschienen,

als ob sie von den Bäumen fielen, aus unterirdischen Löchern heraufkämen». Nochmals anders als bei Schiller, wo Tell nach getaner Tat zur Tagesordnung übergeht, plagt ihn hier sein Gewissen. Von seiner Frau wird er an den Priester zur Beichte verwiesen. Sollte er Unrecht getan haben, würde sie die Busse freudig mit ihm teilen, «und sollten sie rückwärts nach Rom wandern müssen, um dort aus des Heiligen Vaters selbsteigenem Munde zu empfangen die Vergebung».

Das Satzungenetüm

Die ersten zwei Drittel der Erzählung dominiert Tell, wobei Gotthelf die Psychologie Gesslers sichtlich mehr interessiert als diejenige des Nationalhelden. Der war ja «dazu noch Jäger, welche selten tief denken und zumeist abergläubig geblieben sind bis auf den heutigen Tag», wie der Tell vom Jägersmann Gotthelf zu hören bekommt.

Doch nun ist die Kindheit des Sohns, bestimmt durch ein fast schon leitmotivisches sehnsüchtig-angstvolles Warten auf den Vater, zu Ende. Noch ist er kein Mann, wie ihm der Vater zu bedenken gibt, aber die Teilnahme an dem sich anbahnenden Kriegszug gen Morgarten kann dieser ihm nicht länger verwehren. Tell père, Tell fils, wie sich mit dem Bonmot sagen liesse. Ist er doch beim Schwinget, den «Turnieren der Sennen», die «in voller Lebendigkeit fort dauern, während die Turniere der Ritter seit Jahrhunderten erloschen sind», der «Stolz der Urner; doch höher, als der beste Schwinger zu sein, gingen seine Träume, es waren die alten, und der Tod ums Land blieb immer ihre Krone».

Und so stattet Gotthelf seinen jugendlichen Titelhelden denn nicht einfach mit pubertären Grössenphantasien aus. Die Todessehnsucht, die er entwickelt, transferiert das Ichbezogene – und hier atmet der Text historisches 19. Jahrhundert – in den heroischen Akt: Was er «als den höchsten Preis sich dachte», heisst es einmal, «war der Tod, der Tod für andere». Und diese Sehnsucht gestaltet Gotthelf in einem doch erstaunlichen Satzriesen, einem Ungetüm von 216 Wörtern, wie es auch in seinem Werk nicht alle Tage vorkommt:

«Da glänzten ihm die Augen, und so warm und weich ward ihm ums Herz, wenn er dachte, wie er zum Tode wund daliege oder schon tot sei, der Vater sich beuge über ihn, klage um ihn, wie man durchs Land ihn tragen und sagen werde, was er getan, wie man ihn der Mutter bringen, wie Vater und Mutter um ihn weinen würden und doch sich seiner freuen, dass er Ehre gebracht dem Geschlecht, und alle rühmen würden, wie er schon als Kind sich heldenhaft gehalten, wie man ihn dann begraben würde dicht an die Kirche, ein schön Zeichen zu pflanzen auf sein Grab, wie da Vater, Mutter, Geschwister beten würden

für ihn und doch sich seiner freuen, wie, wer vorübergehe, sagen werde: «Dort schläft des Tellen Kind, das wäre ein Mann geworden seinem Vater gleich!», wie Väter und Mütter, wenn sie mit ihren Kindern vorübergingen, stillestehen, ihnen seine Ruhestätte zeigen und sagen würden: «Seht Kinder, dort ist begraben des Tellen Bub, von dessen Haupt der Vater den Apfel geschossen, und der darauf erschlagen ward, als man den Kaiser schlug aus dem Lande, das war ein Knabe, der sich nicht fürchtete; wie er sollten alle Buben sein, und sind sie es, so kommt der Kaiser nimmer ins Land, wie mächtig er kommen, wie oft er ansetzen mag.»

Was «alle Buben» im Deutschland des Vormärz, das noch etwas warten musste bis zum nächsten Kaiser, mit der Botschaft anzufangen wussten, muss offenbleiben. Für die Schweiz war das Statement klar: «Das war es eben, worin die Kraft der Schweiz lag, dass alle vom Höchsten bis zum Niedersten ihr Land liebten und diese Liebe zeigten nicht vor der Gefahr mit vielem Gerede,

Was er «als den höchsten Preis sich dachte», heisst es einmal, «war der Tod, der Tod für andere».

sondern sie bewährten in der Gefahr mit der Tat und bis zum Tod.» In Anbetracht dessen fällt die Schilderung der Schlacht überraschend kurz aus; gerade gut drei Seiten gesteht Gotthelf ihr zu. Genug, um ihn wieder einmal als «Meister der Massenszenen», wie ihn Karl Fehr genannt hat, zu erleben.

Fehr, einer der gründlichsten Gotthelf-Kenner, hebt an der Erzählung die Gestaltung vor allem des Sühnegedankens hervor. Indem er «den Sohn des mythischen Schweizer Helden als Vollstrecker einer grossen Sühne für die Tötung Gesslers in den Mittelpunkt» stelle, habe Gotthelf, «von der christlichen Schuld-Sühne-Lehre ausgehend, eine tief ergreifende, stark verinnerlichte Tell-Geschichte gestaltet». Die Jugendgeschichte sei «gerade um dieses ideellen Gehaltes willen für das Verständnis der religiösen Anschauungen Gotthelfs von grundlegender Bedeutung».

Wie bereits an diesen wenigen Auszügen ersichtlich findet sich auch in «Der Knabe des Tell» das, was Peter von Matt als Gotthelfs «Sprachramsch» bezeichnet hat. Da steht ganz eigene poetische Erfindung unbekümmert neben ärgstem Klischee, reibt sich Kunst ohne Berührungängste an Kitsch – seine oben erwähnten «Dreck und Steine in wildem Graus» eben. Womöglich ist es beides, dieses Hybride, das die Gotthelf-Lektüre auch heute noch so anregend macht. Hier ist nichts «klassisch» geglättet, umstandslos gerät das Unbefangene zum Unbeholfenen – und wieder zurück zum Unerhörten.